

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 147.

Mittwoch, 31. Mai

1933.

Der Vetter aus Amerika

Kriminalroman von Hanns Zomad

Schluß.

(Nachdruck verboten).

Ich nahm das gesamte Personal des Barons kritisch unter die Lupe. Da stellte ich zu meiner Überraschung fest, daß Arthur Pfitzmann, der junge Forstgehilfe, genau einen Tag nach meiner Ankunft auf Waldruh eingestellt worden war. Somit war er die einzige Person, die meinen Verdacht erregen konnte, denn alle anderen Leute standen meist schon seit Jahren in Baron Hartmanns Dienst. Leider war es mir jedoch unmöglich, irgendwelches Beweismaterial gegen ihn zu sammeln, und so konnte ich nichts weiter tun, als ihn besonders scharf im Auge zu behalten.

Vorhin nun, kurz bevor man mich festnahm, sah ich von meinem Versteck aus Arthur Pfitzmann heimlich an der Hinterfront dieses Gebäudeteils, in dem wir uns jetzt befinden, entlang schleichen. Er kam ziemlich dicht an mir vorbei, und als ich mir seine Gestalt genauer betrachtete, hätte ich darauf schwören mögen, daß es derselbe Mann sei, den ich vorhin verschaut hatte, als er die Zündschnur andrennen wollte.

Gerade als ich den Gedanken erwog, was jetzt zu tun wäre, kamen die beiden Herren dort und nahmen mich fest. Pfitzmann verschwand daraufhin schnell um die nächste Ecke. Ich würde Ihnen, Herr Kommissar, raten, sofort diesen Burschen festzunehmen, ehe neues Unglück geschieht, und vor allem seine Papiere sorgfältig nachzuprüfen.“

„Das ist nicht mehr nötig, denn ich habe es bereits getan“, klang da plötzlich eine Stimme von der Tür her.

Im nächsten Moment stand auch schon Peter Rien im Zimmer; ihm folgten Junterer und der Forstgehilfe Arthur Pfitzmann. Letzterer hatte Handschellen an den Handgelenken. Alle blickten, aufs höchste erstaunt, auf.

„Herr Rien, Gott sei Dank, Sie bringen mir die Rettung!“ jubelte Hans Fürst. „So ist also jener Arthur Pfitzmann wirklich der Scharke, der all das Unheil über uns brachte?“

„Ja, Herr Fürst“, entgegnete Peter Rien, indem er dem unschuldig Verdächtigten impulsiv die Hand schüttelte. „Sie haben richtig vermutet. Ich habe an der Tür den größten Teil Ihres Berichtes belauscht. Ich wollte Sie durch mein Erscheinen nicht irremachen und kam daher erst herein, als sie fertig waren. Entschuldigen Sie, bitte, vielfach das ungeschickte Verhalten meines Bruders; er hat in dem ganzen Fall wirklich tausendmal weniger Scharfsinn bewiesen als Sie als Laie.“

Alexander quittierte diese letzten Worte mit einem nicht gerade liebenswürdigen Blick.

Auch Kommissar Bäuerle schien sich übrigens etwas getroffen zu fühlen, denn er entgegnete ziemlich kühl:

„Bringen Sie vollkommen gültige Beweise für Ihre Theorie, Herr Rien? Oder stützen Sie sich ebenfalls nur auf Vermutungen wie wir?“

Herr Rien lächelte maliziös.

„Ich bringe vollgültige Beweise, Herr Bäuerle, bedeutend vollgültigere als Ihr Tatsachenmaterial, das zu besitzigen Sie vorhin behaupteten. Arthur Pfitzmann

hat sich bereit erklärt, ein umfassendes Geständnis zu Protokoll zu geben.“ Er machte eine kleine Pause und fuhr dann zu Hans Fürst gewandt fort: „Ich habe es übrigens genau so wie Sie gemacht, Herr Fürst, und die Antrittstermine des Personals mit Ihrem Eintreffen auf Waldruh verglichen. Da kam ich natürlich ebenfalls auf Arthur Pfitzmann als verdächtige Person.“

Ich suchte darauf die Freundschaft Herrn Junterers zu gewinnen. Durch diesen erfuhr ich unter anderem, daß Pfitzmann eigentlich zuerst völlig unauffällig gesprächsweise den Gedanken aufgebracht hatte, Herr Fürst sei womöglich nur ein Hochstapler. Er, Junterer, fing den Gedanken auf und hielt es als ziemlich intimer Vertrauter Baron Hartmanns für seine Pflicht, seinen Herrn darauf aufmerksam zu machen. So kam also das Rad ins Rollen. Herr Fürst hatte ganz recht, als er vermutete, der Verdacht müsse dem Baron von dritter Seite beigebracht worden sein.

Heute nachmittag war ich nun mit meinem Bruder bei Herrn Junterer zu Gast und hatte dabei endlich einmal Gelegenheit, diesen Arthur Pfitzmann von Angesicht zu Angesicht kennenzulernen. Da erlebte ich die zweite Überraschung: ich konstatierte nämlich eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Arthur Pfitzmann und Baron Hartmann.“

„In der Tat“, rief da Frau von Schellhagen, erregt von ihrem Sitz auffahrend. „Die Ähnlichkeit ist zwar nur schwach, aber sie besteht!“

Peter Rien fuhr fort:

„Das machte mich nachdenklich, aber ich unternahm zunächst nichts weiter. Heute nacht nun, als das Feuer seinen Höhepunkt erreicht hatte, sah ich Arthur Pfitzmann unter den Löschenden. Er schien allerdings nicht besonders eifrig bei der Sache zu sein. Da faßte ich den Gedanken, heimlich im Forsthaus einzubrechen und mir das Zimmer des Forstgehilfen einmal näher anzusehen. Gedacht, getan! Ich hielt gründlich Razzia und sprengte ziemlich rücksichtslos die wohlverschlossenen Kästen der Kommode. Pfitzmann besaß nicht weniger als sechs falsche Pässe, darunter auch einen auf den Namen Hans Fürst. Aber damit nicht genug; er hatte auch echte Papiere, und diese lauteten auf den Namen Karl Hartmann!“

„Mein Gott“, rief Frau Lissi entsetzt, „so hieß doch Gerhards Kesse, der Sohn seines in Kapstadt verstorbenen Bruders, von dem man sich erzählt, er sei nach dem Tode des Vaters ein Verbrecher geworden und habe sogar schon im Zuchthaus gesessen!“

„Du hast recht, Lissi, es ist derselbe. Doch nun haben Sie selbst das Wort, Herr Karl Hartmann. Erzählen Sie, was uns noch fehlt.“

„Es ist nicht mehr viel zu sagen. Ich habe meinen Onkel, Baron Hartmann, nie zuvor persönlich kennengelernt, wollte ihm aber schon immer etwas auswischen, da er auf meine Brandbriefe nicht mehr reagierte, als er von meiner Zuchthausstrafe erfahren hatte. Ich fand aber nie eine Gelegenheit dazu, da ich in Amerika lebte. Vor einem Jahre verschlug mich nun das Schicksal nach

Illinois. In einem Restaurant belauschte ich eines Tages zufällig ein Gespräch am Nebentische. Herr Fürst saß dort und sprach mit einem Deutschen. Er erzählte ihm, daß sein Vater aus Deutschland eingewandert sei und er drüben noch eine Kusine mit Namen Lissi von Schellhagen besitzen müsse, die er aber nie kennengelernt und mit der er auch nie korrespondiert habe. Mir war der Name von meinem Vater her geläufig; ich erinnerte mich auch, gehört zu haben, daß Frau Lissi sehr reich sei.

Da sagte ich meinen Plan. Ich nahm ein anderes Logis, nannte mich Hans Fürst und begann meine Korrespondenz mit Frau von Schellhagen. Ich erhielt auch Antwort. Die Antwort auf meinen zweiten Brief konnte ich leider nicht abwarten, da mir bereits wieder die Polizei auf den Fersen war.

Ich fuhr also schleunigst nach Deutschland. Von Hamburg aus telegraphierte ich meine Ankunft an Frau von Schellhagen. In dem Zug von München nach Füssen sah ich dann Herrn Fürst wieder. Da wußte ich, daß mich ein unglücklicher Zufall verraten haben mußte.

Mein Geld ging jedoch stark zur Neige, ich mußte etwas unternehmen. Ich sprach also nach einigem Überlegen auf Hartmanns Schloß um Arbeit als Forstgehilfe vor. Gefällige Zeugnisse besaß ich in Massen. Ich hatte Glück und wurde sofort eingestellt.

Inzwischen hatte ich mir einen anderen Plan ausgedacht. Ich wollte meinen Onkel umbringen, denn ich bin der einzige erbberechtigte Verwandte Baron Hartmanns. Enterbt war ich noch nicht, das wußte ich, denn mein Onkel hatte mir in seinem letzten Brief geschrieben, er würde mich enterben, wenn ich binnen zwei Jahren nicht bewiesen hätte, daß ich ein anständiger Mensch geworden sei.

Nun, die Frist war zwar noch nicht um, aber es war trotzdem höchste Zeit, denn ich mußte meine Tat ausführen, bevor er Frau von Schellhagen heiratete, sonst wäre sie die Haupterbin geworden und ich hätte mich mit einem geringen Teil begnügen müssen.

In meinen Plan war einkalkuliert, den Verdacht nach Möglichkeit auf Herrn Fürst zu lenken, erstens um mich dabei zu entlasten, und zweitens, um Rache an ihm für sein Dazwischenkommen zu nehmen. Wäre man stugig geworden, warum ich, der Nefte und Alleinerbe, in untergeordneter Stellung und unter falschem Namen bei meinem Onkel tätig gewesen war, so hätte ich gesagt, mein Onkel habe dies gewußt, er wollte mich auf die Probe stellen, ob ich wirklich fähig wäre, ehrlich zu arbeiten und so weiter. Einen Brief meines Onkels an mich in diesem Sinne hatte ich für den Fall, daß man mir nicht glauben würde, ebenfalls schon gefälscht. Es war also alles bis ins kleinste durchdacht; aber dieser Herr Kien, den der Teufel hoken möge, hat mir einen gründlichen Strich durch die Rechnung gemacht."

Fünf Tage später konnte Baron Hartmann zum ersten Male auf einige Stunden das Bett verlassen.

Frau Lissi, Hans Fürst und Peter Kien saßen mit ihm auf der großen Terrasse, auf die man den Liegestuhl des Kranken gebracht hatte, und sie erzählten ihm, was alles während seiner Krankheit passiert war. Man hatte den Baron absichtlich bisher im unklaren gelassen, da Sanitätsrat Löffler dringend riet, den Patienten auf keinen Fall zu erregen.

Als Peter Kien seinen Bericht schließlich beendet hatte, blitzte es leuchtend in den Augen des Barons und er sagte in warmem Ton:

"Wie soll ich Ihnen danken, Herr Fürst, daß Sie sich durch mein Mißtrauen nicht beleidigt fühlen, sondern über mein Leben wachten wie ein guter Freund. Sie retteten mir das Leben, indem Sie durch Ihr rechtzeitiges Dazwischenkommen das Weiterglücken der Zündschnur verhinderten."

Und zu Frau Lissi gewandt, fuhr er fort:
"Du weißt, liebe Lissi, ich bin ein geschworener Feind der Amerikaner; aber wenn sie alle so prächtige Kerls sind wie dieser Better aus Amerika, so will ich gern mein Urteil revidieren."

— Ende! —

Mai.

Blühender Alee und Löwenzahn,
Weinrote Widen nebenan,
Bergigmeinnicht blau und sonst etwas
Wachsen und wuchern im grünen Gras.

Mahl Liebchen, weiß mit rotem Rand,
Gelb-Dotterblume. Allerhand
Farben und mancherlei Duft
Wiegen und wogen in lauer Luft.

Drüber hin sonnig, azurblau,
Wolkenlos wölbt sich des Himmels Bau,
Während ich träume, sonnverbrannt,
Mitten im Maien vom Heimatland.

R. Schmidt.

Japanisches Aquarell.

Von Ulrich Terlingen.

Der frühe Abend steht blau vor Fokohama.

Zaghaft, dunstumhaucht, still und traumhaft wiegen sich die kleinen Inseln. Die Silhouetten der Klüfte werden scharf gezeichnet sichtbar, wachsen aus der See und kommen näher. Dann ist der Hafen da.

Das Eigenartige und bisher Unerlebte des Ankommens und Einfahrens in den Hafen von Fokohama ist das Spiel des Lichtes. Transparent und ferndurchleuchtet klingen Meer, Erde und Himmel ineinander. Gläsern, allem Irdischen entrückt, von allem Groben, Harten befreit, gleichsam von sorgfältiger Hand mit feinen Pinseln auf durchsichtigem Pergament gezeichnet, steht das Bild klar vor dem Blick.

Nun stoppt der Dampfer „Tajima Maru“ in der Segami-bucht, knapp vor den Molen, und eilig schleßen die kleinen Dampfboote herbei, die Reisenden an das Land zu bringen. In weitem Bogen stehen die Wellenbrecher gebaut, mit den Fluten kämpfend, die Springfluten dämmend und zersplitternd. Das seltsame Spiel der Lichter flimmert über den Lärm des Hafens. Hochgeworfene Segelboote gleiten eilfertig durch das Gewimmel kleiner Fahrzeuge; Flaggen, weiß mit roten, blauen und goldenen Kugeln werden vom Winde entfaltet. Flaggen mit Drachen, Sonnen und blauen Mondgesichtern stehen im Abendlicht. Dieses Abendlicht kommt blau-silbern von den fernen Bergen herüber, indessen sich leichtes Gewölk wie ein kostbarer Fächer aus Paradiesreihen entfaltet. Ich sehe die milchweiße Kuppe des alten erloschenen Feuerberges Fujiyama wie eine zusammengefaltete Silberblüte im fernen Abend stehen. Sein Spiegelbild steht klar und deutlich in der ovalen Bucht, hinter den Schiffen, dort, wo die See regungslos und ruhig ist. Das ist auch die Stelle, wo man des Morgens hinausrudern muß, in einem kleinen japanischen Schaulboot, wo man stillhalten muß, um eine Handbreit unter dem Wasserpiegel die schimmernden grotesken und märchenhaft schön bemalten Fische zu beobachten, die manchmal in Gemeinden regungslos beisammenstehen, oder wie silberne und stahlblaue Blitze aus der Tiefe herausschießen, oder in unbekümmelter Luft in der goldenen Flut der Sonne spielen.

Stundenlang vermagst du es, in einem breitgeschwungenen Boote zu sitzen. Der alte japanische Fischer hat dir seidene Stoffen geschenkt, die weich wie Flaum sind, kaum dieser Erde angehörend, die Sonnengötter und Glücksräder tragen und mit echten Goldfäden gezeichnete Bilder absonderlicher Tiere, über welche dir der Alte endlos kleine Geschichten erzählen kann. Es sind meist kleine, selbsterzählte Geschichten; der Japaner ist der geborene Geschichtenerzähler. Seine Phantasie spielt immerwährend; nichts wäre hier besser zu beweisen; man braucht nur im alten Stättenviertel von Tokio, Fokohama, Nagasaki und Fokschiwara den Bettlern zuzusehen, die, Künstler in ihrer Art, aus kleinem Holzwerk, Eisenbein, blauen Lasuren Kunstwerke schaffen, deren Sinn sie, was sie der Natur abgelautet, in Symbolen wiedergeben. Phantasie und Geduld, die Tugenden Japans.

Stundenlang können sie in diesem Boote sitzen, scheinbar teilnahmslos und in die blaue, orangefarbene, mattgraue und tirschblütenhelle Seeferne schauen, indessen ihnen der Himmel, das Meer, die Segelboote, die Dampfer und die Ewigkeit der Ferne, die Wolken Erzählungen zuflüstern. Unbegrenzt kannst du in deinem Schaulboote sitzen, vor einem kleinen See oder, wie hier am Meere, dem Spiel der Fische zusehen, und du wirst entdecken, daß es ungezählte Dinge gibt, von denen du dir nie etwas hast träumen lassen.

Selbst mitten im Land, tief in den japanischen Landschaften, wenn du — unter Schirmföhren — träumend, den gleichmäßigen

und geschmeidigen Flug der Wildgänse verfolgt, indessen die große, orangefarbene Kugel des Frühmondes über den klaren, scharfgezeichneten Rücken des fernen Berges klettert, dann wirst du, von den Liedern des Schilfes umflüstert, abermals ungezählte Dinge erleben, die du nicht erwartetest. Es kommen Beobachtungen ganz kleiner und winziger Erlebnisse hinzu, sonderbares Tun und Lassen, das etwas fernab von unserem Alltag liegt, das zart und zierlich ist, man möchte fast sagen im Leben stillstehen. Und dennoch ist alles von einem gewichtigen Dasein erfüllt, und in scharfem Gegensatz dazu stehen die harten, nächsternen realen Gesetze, steht der unerbittliche Kampf der Männer, stehen Zweikämpfe und ein Heroismus, dessen Größe selbst wir Menschen in Europa kennen und bewundern. Welch ein Gegensatz!

Die Buchenwälder stehen deutlich und fein gezeichnet am Ufer des Sees. Zwischen dem roten Blattwerk der Ahorne schwingen sich Vögel mit langen Schnäbeln und dünnen Flügeln. Im behaglichen Mondlicht sitzen die Mädchen und Frauen vor ihren Zimmern auf der breiten Terrasse und sie erzählen sich ihre Geschichten mit dünnen, raschen Stimmen. Aber dem See steigt ein Boot mit vollen, runden Segeln auf, der Mond glänzt darin. Es wird still. Sicher denken sich diese Menschen jetzt etwas, das wie ein Gedicht erklingt. Und es ist doch nichts anderes als der Händler, der von seiner Reise über den See in bezaubernder Bootsfahrt zurückkehrt nach Fotschama.

Das Spielchen.

Von Wilhelmine Balthester.

Heute ist der große Tag. Frau Adele Bonnich, die vor fünfzig Jahren zwanzig war, und ihre ebenso alte Freundin und Wohnungsnachbarin Raute Ebbel schmücken sich, als wären sie Bräute. Schließlich ist man auch mit siebzig Jahren noch Weib, und jede von ihnen möchte an diesem Nachmittag die Schöne sein. Frau Bonnich bearbeitet sich schon eine Stunde lang, um ihrem dünnen, blassen Gesicht den leuchtigen Schimmer einer rosawonnigen Maid zu verleihen. Frau Ebbel, die rosige Greisinnenbäckchen hat, begnügt sich damit, ihren Sonntagsbusen aus dem Schraub zu nehmen und sich auf diese Weise zu verschönern.

An diesem Nachmittag liegt viel. Norbert Wimpel, der greise Junggefelle, der beste Jugendfreund der beiden Damen, soll zum Tee kommen; und da Frau Bonnich die bessere Wohnung hat, wird der Teenachmittag bei ihr abgehalten. Einmal im Jahre kommt der leidende alte Herr zu den Damen, entzieht sich da heldenhaft dem Lehn- und Leidensstuhl, in dem er schon viele Jahre verbringt, und schleppt sich auf zwei wuchtigen Stöcken zu Adele und Raute, um in bedächtigen Gesprächen, die dufenden Tee und zartem Backwerk, das den Kiefer eines fast zahnlosen Mundes nicht wundreiben kann, einen kleinen Nachmittag zu verbringen. Einen heiteren Nachmittag, den ein lammfrommes Kartenspielchen zu dreien beschließt, wobei Norbert Wimpel — altgalanter Sitte gemäß — stets eine der Damen gewinnen läßt. (Niemand braucht zu wissen, daß dieses Gewinnenlassen nun schon seit Jahren nicht mehr sein eigener Wille ist, sondern das greisendste Unvermögen, besser zu spielen. Und beim letzten Teenachmittag ereignete es sich, daß er, ohne es zu wollen oder zu wissen, gut spielte und gewann, worüber er sehr verblüfft und niedergedrückt war. Denn er will immer zuvorkommend sein gegen das zartere und zähere Geschlecht.)

Frau Raute Ebbel geht, im angenehmen Bewußtsein, einen wohlgerundeten Eindruck zu erwecken, in Frau Bonnichs Wohnung hinüber. Die gute Adele hat schon sehr schwache Augen und hat daher die rechte Wange mehr geschminkt als die linke, was Frau Ebbel zu der Bemerkung veranlaßt: „Liebe Adele, man könnte glauben, Wimpel sei schon hier gewesen und habe dich ganz heimlich in die rechte Wange gezwinkt! Sie glüht nämlich.“ Ja, ja, sie können sich schon seit fünfzig und mehr Jahren nicht leiden und geben sich daher überall als Freundinnen aus.

Es läutet. Herrn Wimpels getreuer alter Diener steht draußen. Sein breites Kalaien Gesicht ist betrübt. Das Wetter sei so schlecht, und der gnädige Herr habe die ganze Nacht über starkes Reissen gehabt und könne wahrscheinlich gar nicht kommen. Er habe schon dreimal vergeblich versucht, das Bett zu verlassen, aber die Kreuzschmerzen seien unerträglich. Nun habe er eine fast unerlaubt starke Menge von Pulvern genommen und hoffe, wenn die Wirkung sich einstellt, doch aufstehen und kommen zu können. Aber sicher sei das leider nicht.

Die Damen sind bitter enttäuscht.

„Wir können es schließlich auf morgen verschieben!“ meint Frau Ebbel. „Der Kuchen bleibt ja frisch.“

„Kann sein, meine liebe Raute, daß der Kuchen frisch bleibt, aber heute ist heute! Und mir liegt daran, daß Wimpel heute zu mir kommt!“

Unterwürdig und doch schlau-zutraulich steht der Diener da und blickt von der einen zur anderen.

Würdig und mit Nachdruck wendet sich Frau Bonnich an ihn: „Sagen Sie, wir seien weit davon entfernt, Herrn Wimpel zu drängen; aber es würde uns ein unendliches Vergnügen bereiten, ihn doch zu sehen!“ Frau Adele will ihn an diesem Tage unbedingt sehen, denn heute ist es fünfzig Jahre her, daß er sie bei einem Gartenfest küßte. Daher hat sie den Tee für diesen Nachmittag festgesetzt. Es ist ein Jubiläumstag, das goldene Jubiläum eines Kusses, dem zwar niemals weitere folgten, der aber doch in der Erinnerung warm und frisch blieb.

Frau Ebbel ist während des Auftrags ihrer Freundin tagelange zum kleinen Schreibtisch gekuschelt, hat dort einen Zettel vom Kalenderblatt abgerissen und auf die Rückseite getripelt: „Gerade heute wollte ich Sie sehen!“

Der Diener verneigt sich unterwürdig. Frau Ebbel folgt ihm ins dunkle Vorzimmer und schiebt ihm den Zettel in die Hand. Die gute Adele ist ja halb blind, so geht das ganz unbemerkt. Es kann nicht verschwiegen werden, daß Herr Wimpel stets ein sehr großes Herz hatte — vielleicht leidet es deshalb an Herzerweiterung. Bei jenem Gartenfest hat er nämlich auch Frau Ebbel geküßt. Keine Freundin hat der anderen etwas voraus; aber es ist gut, daß jede sich vor der anderen ausgezeichnet glaubt.

Ein Ständchen vergeht. Die beiden Damen haben bereits alles, was zu Streit Anlaß gibt, durchgesprochen und durchgeschrien. Ihre Nasen sind weiß, und sowohl die geschminkten als auch die natürlich geröteten Wangen noch röter geworden.

Die Hirtglocke himmelt. Und wirklich Wimpel ist angekommen und gekommen! Beide Damen strahlen.

„Ihr Diener ist wirklich ein ganz ausgezeichnete Mensch! Er hat, wie ich sehe, zuverlässig und wortgetreu ausgerichtet!“ sagt Frau Adele und geleitet den auf seine schwarzen Stöße Gestützten liebevoll ins Zimmer. Herr Wimpel zeigt hinter den bläulichen, schlaffen Lippen drei lange, gelbe Zähne und nickt mit vorgeneigtem, zittrigem Greisenhaupte den beiden Damen in die aufstehenden Gesichter:

„Sehr glücklich — sehr glücklich, Sie zu sehen, meine Gnädigsten!“ Die Junge geht etwas schwer und lallend, aber ein zärtliches Wort für schöne Frauen hat man noch immer. „Ja. — O — danke! Danke vielmals! Warum denn gleich den weichen Stuhl? Ah ... Sigen tut gut. Wie geht es den verehrten Damen? Immer jünger, immer jünger! Ich bitte sehr um das Rezept! Nein — keinen Zucker, meine Liebe — mein Arzt hat mir Saccharin verordnet. Ich habe es mitgebracht.“

Er strahlt wie ein wohl geborenes Baby, das man am ersten Frühlingstage mitten in die linde Sonnenwärme setzt.

Frau Raute Ebbel beginnt ihr Lieblingsgespräch, und zwar über ihren im Auslande lebenden Sohn. Seinen letzten Brief will sie zeigen und geht, um ihn zu holen, in ihre Wohnung hinüber. Als sie draußen ist, neigt sich Frau Adele rasch zu Norbert Wimpel: „Goldenes Jubiläum heute. Sie wissen doch?“

„Gewiß, Liebste!“ nickt er und tätschelt, Kuchen laudend, ihre runde Hand. Er hat keine Ahnung, was sie meint, aber das macht nichts, sie scheinen sich auch so gut zu verstehen.

Raute Ebbel kommt mit dem Briefe. Als sie mit dem Vorlesen beginnt, steht Frau Adele auf und geht in die Küche, um die Törtchen zu holen. Ach, Frau Adele kennt diesen langweiligen Brief, sie hat ihn schon zehnmal hören müssen. Als sie draußen ist, unterbricht Frau Raute das Vorlesen und neigt sich zu Wimpel:

„Sie haben meinen Zettel doch verstanden?“ fragt sie und blickt in seine trügerischen Greisenaugen.

„Gewiß, Liebste!“ nickt er verständnislos und sanft (der Diener hat ihm den Zettel gar nicht gegeben — weil kein Trinkgeld dabei war) und tätschelt ihre lange Hand. Sein Herz hat durch die Herzerweiterung entschieden noch mehr Fassungsvermögen bekommen.

Frau Adele bringt die Törtchen. Sie findet Raute noch beim Vorlesen und ist befriedigt, weil Wimpel ganz abwesend dasitzt und vor sich hinstarrt. Nun ja, selbstverständlich hat er für Raute und ihre Angelegenheiten kein Interesse!

Ach, Herr Wimpel ist sehr beschäftigt, er hat ganz hinten in seinem hohlen Munde noch ein Kuchenbrösel gefunden, und an das macht er sich jetzt mit der Zunge heran, und dies erfordert seine ganze, ungeteilte Aufmerksamkeit.

Nach den Törtchen räumen die Damen den Tectisch ab, bringen die Spielkarten und die Wingenletzerchen. Herr Wimpel bekommt den mit dem roten Herzen.

„Sehen Sie!“ sagt Frau Adele. Ihr molliger Finger weist auf das Herz.

„Sehen Sie!“ sagt im selben Augenblick Frau Raute und trifft mit ihrem hagernen Finger mitten auf dem roten Herzen mit Frau Adeles Finger zusammen. Eine Sekunde lang blicken sich die beiden Frauen an, und ihre matten Augen werden für diese kleine Zeitspanne die zweier Sechzehnjähriger. Herr Wimpel mischt schon langsam und behaglich die Karten. Das Spielchen kann beginnen.

Artistenlos.

Von Walter Fersch.

Es gibt Menschen, die werden von ihrem Beruf ausgeübt. Nimmt man ihnen ihre Tätigkeit, dann sinken sie in einen Zustand, der einer niedrigeren Entwicklungsstufe entspricht als es die ist, die wir als die uns genehme festgelegt haben. Zu diesen gehören neben den Schriftstellern die Fußballspieler, aber auch und vor allem die Zirkusleute, und unter diesen vorzugsweise die Dompteure.

Der Dompteur Alfons Müller, genannt Alfonso, der Herr der Tiere, und eine große Nummer in den wandernden Zelten, verprügelte den Zauberkünstler Giraldi. Die Serpentinentänzerin Anastasia hatte allzusehr auf den gutgeschneiderten Frack und den Brillantring des Illusionisten geachtet und war somit im doppelten Sinne ein Opfer der Täuschungskunst, wenn auch nicht der arglistigen geworden; sie verlor den angebeteten Zauberer, den man ins Krankenhaus trug, und ohne den der Zirkus dann weiterreisen mußte, und sie verlor den Geliebten, den Dompteur, dem man den Prozeß machte und wie jeden anderen Sterblichen an gleicher Statt ins Gefängnis steckte.

Hier sah er nun. Nicht störte ihn die Zelle — er hatte oft in Ställen schlafen müssen und auf nackter Erde. Doch es roch so seltsam in den Mauern, und eines Tages machte er die fürchterliche Entdeckung, daß auch an seiner Haut nichts mehr vom Dunst der Manege haftete, daß das letzte Fluidum seiner selbst, der ausgezogene Raubtierdunst, verschwunden sei. Er tobte und brach zusammen, der starke Kerl, der Löwen wie Babys gezähmt hatte, ihn besiel ein Nervenfieber, und der Anstaltsarzt, einflüchtig und erfahren, hörte besorgt stundenlang die psychologisch interessanten Phantasien des Kranken an. Dann hatte er ein langes Gespräch mit dem Anstaltsdirektor, Wärter mußten ausführliche Berichte geben und es stand hart gegen hart; der Direktor wollte Dunkelhaft als Strafe, der Arzt pochte auf sein Recht, dem Kranken zu helfen.

Alfonso, der Herr der Tiere, gesundete langsam und sehr apathisch und ließ sich wortlos dann in seine Zelle zurückbringen, wo er sich auf die Britsche setzte und auf den Boden starrte. Seine Löwen! Seine tanzenden Schakale! Wo mochten sie sein? Welcher Stümper verdarb ihm dieses wunderbare, in einem Jahrzehnt gesammelte und erzogene Material? Er weinte leise, der Kerl, seine Tränen liefen durch die ans Gesicht geprehten Fäuste, und seine Schultern zuckten — dieses Geräusch muß den Geselligkeitssinn der Tierseele wahgerufen haben, denn es sagte erite leise „Piep“ und dann lauter „Piep“, und als der Mensch immer noch nichts hörte, startete ein Triller, vor dessen Kadenz die Gallicurci neidisch erblaubt wäre. Erschreckt hob Alfonso den Kopf — neben dem Zellenfenster war ein kleiner Käfig aufgehängt, so daß schräg die Sonne hineinsallen konnte, und dort hüpfte und trillerte ein gelber Vogel. Der Arzt war auf diese Idee gekommen, hatte sie verfochten und durchgeführt. Er verstand ein wenig von den Menschen.

Alfonso achtete dann nicht weiter auf das Tierchen, aber es blieb da und neben seiner Ration lag täglich eine kleine Tüte mit Singfutter, die, das wußte er ja nicht, der Arzt aus seiner Tasche zahlte. Er mußte wohl oder übel für Wasser, Nahrung und Sand seines Zellengefährten sorgen und bald, wenn er den täglichen „Spaziergang“ hinter sich hatte, trat er in die Zelle und pfiß rufend, worauf der Gelbe antwortete. So vergingen Tage und Nächte und Wochen und Monate.

In den Türen sind kleine Fenster, durch die man, ungeschult, die Gefangenen beobachten kann. Bei einem Rundgang rief der Wärter den Arzt, hindurchzuschauen: da lag am Boden Alfonso, der Herr der Tiere. Auf der Britsche hüpfte der Kanarienvogel hin und her, und der Dompteur rief: „Alfons — hopp!“ Und der Vogel stand starr, er rief diesen und jenen Befehl, und der Vogel schoß Kobolz, sang, wenn er es sollte, stand auf einem Bein, legte sich, wie tot, auf die Seite, ja, Alfonso probte einen Kopfstand, eine Balance auf der Schnabelspitze — alles mit rührender Vorsicht und zärtlicher Energie, daß dem Arzt, der ein sehr festlicher Mensch war, wie man sagte, die Tränen in die Augen traten. Er nickte dem Wärter zu und ging bald weiter.

Bei seiner Entlassung erfuhr Alfonso, wer ihm das Leben im Gefängnis lebenswert gemacht hatte, er ging zu dem Doktor, bedankte sich und trug den Vogelkäfig unter dem Arm. Sie sprachen hin und her, und da Alfonso nicht zum Zirkus zurückwollte, so gab ihm der Arzt eine kleine Summe Geldes. Heute hat er sie schon lange zurückbezahlt — aber man kann in jener Stadt, deren Name nicht verraten wird,

einen hübschen, mit Getier aller Sorten angefüllten Laden sehen, darüber steht:

Haben Sie schon einen Vogel?
Zoologische Handlung von Alfons Müller.

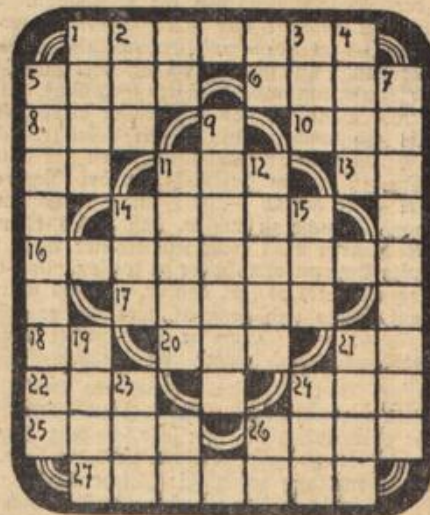
Und das Geschäft geht gut, denn alle seine Vögel singen und alle seine Papageien können ausgezeichnet sprechen, sogar die weißen Mäuse gehorchen aufs Wort.

Welt u. Wissen

* Die Gruben des Ruhrreviers länger als der Erdradius. Im Ruhrbezirk gibt es 520 Schächte, von denen 282 der regelmäßigen Kohlenförderung dienen, während 230 nur zur Beförderung, zur Wetterführung und anderen Dingen dienen. Die Gesamttiefe aller Schächte weist mit rund 300 Kilometer dieselbe Entfernung wie die von Berlin bis Breslau in der Luftlinie auf. Die Gesamtlänge der Hauptförderstrecken für die Kohle entspricht mit rund 3740 Kilometer der Strecke von Berlin nach Dmsf, die der kleineren Schächte innerhalb der Grube mit rund 355 Kilometer der Entfernung von Berlin nach Osnabrück. Die Gesamtlänge der Abbaustrecken hat etwa 1555 Kilometer wie die Strecke Berlin—Barcelona, die der Abbaubetriebe 530 Kilometer wie die Strecke Berlin—München. Dazu kommen noch einige andere Förderstrecken unter Tage, so daß sich im Ganzen eine Länge von 6770 Kilometer ergibt, und alle Grubenräume des Ruhrreviers aneinandergereiht länger sein würden als der Erdradius.

* Deutsch als erste Fremdsprache in Japan. Es dürfte wenig bekannt sein, daß in Japan Deutsch als erste Fremdsprache gelehrt wird. Sie kommt im Unterricht unmittelbar hinter der Muttersprache. An 125 Hochschulen, höheren Lehranstalten und Fachschulen wird deutscher Unterricht erteilt. In vielen anderen Schulen ist Deutsch als Wahlfach eingeführt worden, und trotz der schwierigen Erlernbarkeit unserer Muttersprache ist die Beteiligung der japanischen Schüler außerordentlich groß.

Kreuzworträtsel.



Waagrecht: 1. Stadt auf Sizilien. 5. Siedlung. 6. Sinnesorgan. 8. Bergwiese. 10. Nebenfluß des Rheins. 11. Geographischer Begriff. 13. Fluß in Rußland. 14. Mädchenname. 16. Stadt in Norwegen. 17. Blume. 18. Kartenblatt. 20. Englische Bierart. 22. Musikstück. 24. Fluß in Afrika. 25. Kohleprodukt. 26. Gesangsstück. 27. Singvogel. — Senkrecht: 1. Europäer. 2. Körperfeil. 3. Monat. 4. Europäische Hauptstadt. 5. Stadt in Hessen. 7. Stadt im Rheinland. 9. Meerestierchen. 11. Stadt in Oberitalien. 12. Geometrischer Begriff. 14. Kennzeichen. 15. Nord. 16. Männername. 19. Himmelsrichtung. 21. Deutsche Hafenstadt. 23. Nord. Münze. 24. Verneinung.

Auflösung der Waagrechte und Diagonale. In Nr. 141: 1. Ferngard. 2. Student. 3. Brabant. 4. Kaufmann. 5. Edition. 6. Wachtel. 7. Million — Italien — Mailand.